

## Entstehung des Kalenders

Bald wird das neue Jahr seinen Lauf begonnen haben. Und mit ihm hat in den Haushaltungen ein unentbehrlicher, bewährter Berater im neuen Gewand für das Jahr 1934 seinen stillen Einzug gehalten. Die Bescheidenheit, mit der der treue Gefelle seinen Platz auf oder über dem Schreibtisch oder an sonst einer nicht allzu verborgenen Stelle einnimmt, läßt nichts davon merken, wieviel Zeit, Arbeit und Mühe, wieviel Streifereien, Umwandlungen und Änderungen es brauchte, bis der stumme Hausgenosse in seiner heutigen Form bei uns unangefochten seine schweigende und doch so nützliche Tätigkeit ausüben konnte. Der Kalender enthält die Jahreinteilung. Der älteste römische Kalender rechnete das Jahr wahrscheinlich mit zehn ungleichen Monaten. Erst König Numa führte das Mondjahr mit 12 gleichen Monaten ein, das im wesentlichen die jetzt üblichen Monatsnamen enthält. Die Dezemburn (Decemviri, „Zehnmänner“, bei den Römern ein zu einem bestimmten Zweck ernannter Ausschuss) führten dann im Jahre 153 v. Chr. den 1. Januar als Jahresbeginn ein. Erst Julius Cäsar legte der Berechnung des Jahres den Umlauf der Erde um die Sonne zugrunde, oder wie man damals sagte, das Sonnenjahr. Der julianische Kalender blieb in Kraft bis 1582, wo Papst Gregor als wichtige Änderung bestimmte, daß in dem letzten Jahre eines Jahrhunderts keine Schalttage stattfinden dürften, es sei denn, daß sich die Zahl der dann verlassenen Jahrhunderte durch vier teilen lasse, was im Jahre 2000 der Fall sein wird. Der Rame Kalender stammt aus dem Lateinischen. An und für sich war der Kalender ein Verzeichnis der allgemeinen Kirchentage und Gebächntstage der Heiligen. Durch Hinzutritt der Namen von Lokalheiligen und anderer wurde schließlich jeder Tag mit einem Namen besetzt und der Kalender erhielt so, vom äußeren Schmuck abgesehen, die Form, in der wir ihn heute kennen.

## Erfolg

Unerläßlich für den Erfolg ist ein festes, unerschütterliches Selbstvertrauen, das auch bei Misserfolgen und Rückschlägen nicht nachläßt, an das ferne Ziel zu glauben. Misserfolge und ausgebrochene Bestimmten, die nur Geschehen an unproduktiver und verneinender Kritik finden, haben keine Aussicht und keinen Anspruch, jemals Erfolg im Leben zu haben. Lebens- und Weltbejahung müssen immer wieder in den verzweifeltsten Augen Baha brechen. Nur sie werden die Hemmnisse in der Entwicklung der später erfolgreichsten Menschen mit fähigem Willen brechen. Ueberhaupt kennzeichnen vor allem energisches Eingreifen und tatkräftiger Unternehmungsgestalt den erfolgreichen Menschen. Edison, der als Sechsjähriger Wärtersdienste auf der Eisenbahn verlebte, eine eigene kleine Zeitung gründete, sie auf einer altmodischen Fingertaste druckte und schließlich doch erreichte, daß er und sein Blatt (boret nur) beachtet wird. Deshalb aber ist Erfolg noch nicht gleichbedeutend mit Wohlstand. Unsere größten und bedeutendsten Zeitgenossen haben oft schwere Opfer bringen müssen und lebten nicht selten trotz ihres Erfolges jahrelang in bitterster Not, nur auf sich selbst vertrauend, bis sich dann schließlich oft durch Zufall ihre Lage günstiger gestaltete. Erfolgreiche Menschen sind oft die Anzweifler, weil gerade sie am stärksten erkannt haben, daß ihr Erfolg kein ewigdauernder Zustand ist, sondern nur eine Stufe. Kein Jüngling beschreibe diesen Zustand der Bescheidenheit besser als die Worte des 83jährigen Newton kurz vor seinem Tode: „Ich weiß nicht, wie ich der Welt vorkomme, aber mir selbst komme ich vor wie ein Knabe, der am Meeresufer spielt und der sich damit unterhält, hin und wieder einen besser abgerundeten Kieselstein oder eine schöne Muschel zu finden, während der große Ozean der Wahrheit weit und unerforscht vor ihm liegt.“

## Opfer des Bahnverkehrs

Die Eisenbahnkatastrophe bei Lagny ist das furchtbarste derartige Unglück, das in diesem Jahrhundert zu verzeichnen ist. Höchstens die Katastrophe, die sich während des Weltkrieges im Mont-Genis-Tunnel ereignete und über die genaue Angaben niemals bekannt geworden sind, dürfte noch mehr Opfer gefordert haben. Bei diesem Unglück, das sich ebenfalls in Frankreich ereignete, handelte es sich um eine Sprengung, die im Augenblick der Durchfahrt eines großen Militärtrans-

ports vorgenommen wurde und vielleicht auf einem Attentat beruhte. Die Zahl der Toten wurde mit „mehreren Hundert“ angegeben.

Freilich kann man Attentate, wie wir sie vor sieben Jahren bei dem Anschlag auf den Berlin-Köln-D-Zug bei Vesperhe am 18. August 1926 und bei den Sprengstoff-Anschlägen Natunichs erlebten, nicht zu den eigentlichen Eisenbahn-Unfällen rechnen. Derartige Verbrechen liegen außerhalb menschlicher Berechnung.

Die ersten Eisenbahnunfälle entspringen aus Mängeln der Konstruktion oder des Betriebes. In der Frühzeit der Eisenbahn, in der ein gemächlicher Verkehr herrschte, wenige Züge in großen Abständen fuhren und der Betrieb nur bei Tage stattfand, waren die wichtigsten Gefahrenmomente von heute ausgeschaltet. Die erste große Eisenbahnkatastrophe trat in Frankreich ein, und zwar am 8. Mai 1849, als bei Belleuille 50 Personen durch das Auseinanderfahren zweier Züge den Tod fanden. Schon damals erwies sich der Zusammenstoß von Zügen als besonders gefährlich.

Im allgemeinen aber waren die Unglücke mehr auf die Mängel des Materials zurückzuführen, auf Achsen, Rad- und Schienenbrüche, die heutzutage durch die sorgfältige Kontrolle und die Verbesserung des Materials sehr vermindert worden sind. Zu dem furchtbaren Ausmaß der neuen Katastrophe hat aber auch diesmal ein Materialmangel beigetragen, da noch immer höhere Wagen verwendet wurden. Auch Kunstbauten machten früher, solange die Technik noch nicht für vollständige Sicherheit sorgte, die Strecken unsicher. Auf eine schlecht gebaute Eisenbahnbrücke ist das größte und bekannteste Eisenbahnunglück zurückzuführen, nämlich das Unglück auf der Brücke über den Firth of Forth in England, als am 28. Dezember 1879 dieser Bau unter dem gleichzeitigen Druck eines Orkans und des darüber hinweggehenden Zuges zusammenbrach und 200 Menschen unter seinen Trümmern begrub. „Land, Land ist das Gebilde von Menschenhand!“ läßt Theodor Fontane die Heren am Brückendeck in seiner berühmten Ballade singen, die diese Katastrophe schildert. Heute werden die Brückenkonstruktionen so sorgfältig geprüft, daß ein Einsturz nur noch sehr selten vorkommt, aber wenn ein Zug auf einer Brücke entgleist, ist dies besonders schlimm, wie die Katastrophe auf der Eisenbahnbrücke über den Virilla-Fluß in Costa Rica am 14. März 1926 bewies, die 180 Personen das Leben kostete.

Die häufigsten Eisenbahnunfälle ereignen sich durch Zusammenstöße, wie dies auch bei der letzten Katastrophe der Fall war. Sie traten erst auf, als die Eisenbahnverwaltungen sich zur Durchführung des Betriebes bei Nacht entschlossen, denn Nacht und Nebel bieten dafür die günstigsten Bedingungen. Nun entstand der verwickelte moderne Fahrplan und die Unsicherheit im Signalwesen, die auch diesmal so verhängnisvoll geworden ist. Das Ueberfahren der Signale im Nebel oder die verkehrte Stellung eines Hauptsignals führt unmittelbar die Gefahr des Zusammenstoßes herbei. Die moderne Technik hat unermüßlich an der Verbesserung des Signalwesens gearbeitet, und es erwies sich als ein schwerer Fehler der französischen Eisenbahnverwaltung, daß sie die Sicherheitsvorrichtungen vernachlässigt hat, die bei den deutschen Eisenbahnen in vorbildlicher Weise immer weiter vervollkommen worden sind. Nach der Statistik der letzten Jahrzehnte sind etwa 75 Prozent aller Todesopfer auf Ueberfahren oder Verlassen der Signale zurückzuführen.

Bei den deutschen Volkspurebahnen ist die Riffer der Zusammenstöße, die während der Kriegsjahre und kurz nachher eine bedrohliche Höhe erreicht hatte, immer mehr verringert worden. Jedenfalls gehört heute eine Katastrophe wie die französische zu den großen Ausnahmen, die uns unseren Wahn an die Sicherheit der Eisenbahnfahrt nicht nehmen können. Man hat berechnet, daß in Deutschland schon 1888 auf 12 Millionen Reisende ein durch Unglücksfall Getöteter kam und daß 1921 auf je eine Million von der Eisenbahn zurückgeleiteter Kilometer 0,027 Tote und 0,166 Verwundete kamen. Seitdem haben diese überaus geringen Riffern noch weiter abgenommen.

## Der Sternenhimmel im Januar 1934

Geht um 16 1/2 Uhr (Monatsende erst 17 1/2 Uhr) die Sonne unter, so leuchtet kurz hernach im Südwesten eine andere kleinere Sonne auf: der Planet Venus, der als Abendstern in seinem hellsten Glanz zunächst bis 20%, zu Monatsende bis 18% Uhr leuchtet. In seiner Nähe stehen noch zwei weitere Planeten, nämlich Mars, der bis 17 1/2 bzw. 18% Uhr zu sehen ist, und der ringumkränzte Saturn, den wir bis 19% bzw. 18 Uhr beobachten können. Besonders interessant

wird die Zusammenkunft der beiden im Sternbild des Steinbocks stehenden Sonnenumwandler am 17., wo Mars nur neun Bogengraden südlich vom Saturn steht. Von den anderen Planeten geht Jupiter in der Jungfrau um 13% bzw. kurz vor Mitternacht auf. Während Merkur noch in der ersten Monatshälfte als Morgenstern ab 7% Uhr leuchtet, ist nun am Abend die Dantelheit weiter fortgeschritten, so erkennen wir am Osthimmel zunächst den Orion, darüber den Stier mit den Plejaden und den rötlichen Aldebaran, sowie die Zwillinge. Aus diesem Bild führt die Milchstraße über Fuhrmann mit Cepolla, Perseus, Cassiopeia (im Zenit) den Blick zu Cepheus, Schwan und Feyer bis zum Adler am Westhorizont. Im Süden finden wir die Andromeda, den Widder, Regulus und die Fische und nahe dem Südhorizont den Wal-fisch. Dann geht im Osten Procyon im Kleinen Hund und der Große Hund mit Sirius, dem hellsten bei uns sichtbaren Fixstern auf; es folgt der Krebs mit dem Sternbauern der Kruppe und der Große Löwe mit Regulus und schließlich die Jungfrau mit ihrem Hauptstern Spica und dem Planeten Jupiter. Im Norden steht der Große Wagen gerade auf der Deichselhöhe, um während der Nacht wieder größere Höhen zu erreichen. Der Mond, der in der Neujahrsnacht voll gewesen war, zeigt am 8. das letzte Viertel, Neumond ist am 15., erstes Viertel am 22. und Vollmond am 30., bei welcher Gelegenheit eine auch bei uns sichtbare teilweise Mondfinsternis eintritt. Die Sonne steigt wieder zu größeren Mittagshöhen empor, die Tagesdauer einschließlich Morgen- und Abenddämmerung beträgt an wolkenlosen Tagen zunächst 10, zum Monatsende schon wieder 11 Stunden. Die Erde erreicht auf ihrer elliptischen Bahn um die Sonne am 2. um 11 Uhr ihre größte Sonnennähe, der Abstand beträgt dann etwa 147 Millionen Km.

Finsternisse gehören zu den wichtigsten himmelskundlichen Erscheinungen. Im eben begonnenen Jahre 1934 werden vier Verfinsterungen stattfinden, zwei Sonnen- und zwei Mondfinsternisse. Von ihnen ist bei uns in Europa, lares Wetter vorausgesetzt, leider nur eine sichtbar, nämlich die teilweise Verfinsterung des Mondes am 30. Januar, in den Abendstunden. Bei einer solchen Mondfinsternis tritt der Mond in den Schatten der Erde ein und nimmt eine kupferrote Farbe an. Besonders im Mittelalter war der Glaube verbreitet, daß Finsternisse Unglück bedeuten. Unser Landmann Kepler schrieb einen „Traum vom Mond“, der sich wie ein Roman liest, und in dem Keplers ganzer Schall walhet. Phantastisch beschreibt er den Weg, den die unheilbringenden Dämonen machen: „Wenn der Schattentegel der Erde den Mond berührt, dann gehen die Dämonen scharenweise auf den Mond, indem sie den Schattentegel als Leiter benutzen. Umgekehrt, wenn der Schattentegel des Mondes bei totaler Sonnenfinsternis die Erde berührt, so kehren die Dämonen durch ihn zur Erde zurück. Der schalkhafte Kepler war auch der Erfinder der Welttraumfahrt, besonders der Mondfahrt. Und zwar mit Hilfe eben dieser Dämonen, die ihm folgendes ins Ohr raunen: „Keinen von eurer Lebensart, keinen Wohlbelibten nehmen wir zu Begleitern. Besonders geeignet für uns sind ausgemergelte alte Weiber, die sich von jeder darauf verhalten, nächstherwelle auf Böden, Gabeln und schabigen Mänteln reitend, mensliche Räume auf der Erde zu durch-eilen. Aus Deutschland sind keine Männer geeignet, aber die bürren Weiber der Spanier weisen wir nicht zurück.“ Und dann die Vorbereitungen zum Start: „Scharenweise fürgen wir Dämonen uns auf den Akerwählern, unterstützen ihn alle und heben ihn schnell empor. Die Anfasobewegung ist für ihn die schlimmste.“ Wir sehen: Der Schwabe Kepler hatte es bid hinter den Ohren!



Die Januar-Platette für die Winterhilfsspende

## Hanni als Reporterin

Ein feillicher Roman von Anton Schwaab

„Dann sind Sie ein glücklicher Mensch, und ich werde mir an Ihnen ein wenig ein Beispiel nehmen.“  
 „Da gibts bessere Vorbilder! Schon Ihr Herr Bruder!“  
 „Peter! Ja, der ist richtig. Geradeweg, aber zuverlässig, der ist ein Lebenskünstler, braucht sich nicht zu verzahnen. Ach, ich wünschte, ich vermöchte es auch!“  
 Hanni erhob sich.  
 „Sie werden es noch lernen, und Sie dürfen glauben, alle Menschen, die um Sie schaffen, werden doppelt so gern arbeiten und Sie um vieles mehr achten und schätzen, wenn Sie erst Menschlichkeit spüren. Ein freundliches Wort tut oft schon Wunder! Probieren Sie es auch einmal, Sie werden es nicht bereuen und viel zufriedener sein.“  
 Damit verließ sie ihn.  
 „Ein freundliches Wort... und Sie werden viel zufriedener sein!“  
 Als Hanni das Wort brägte, ahnte sie nicht, wie sehr es den Mann beschäftigen würde.  
 Sie ahnte nicht, wie es sich auswirken würde.  
 Der ganze Betrieb horchte mit einem Male auf.  
 Was war denn mit dem Chef los? Der Konjul schien wie verwandelt. Wenn er durch die Räume schritt, dann war es nicht mehr, als träte die fleidagewordene Bürde ein, vor der jedes laute Wort sofort erstarb. Sondern ein lebendiger Mensch, freundlich, ein gutes Wort nicht zurückhaltend, war er mit einem Male.

Der Konjul hatte plötzlich für alles ein Auge und Interesse. Ein vorbildlicher Ton war ihm plötzlich gegeben. Der Chefredakteur sagte es Peter. Der schmunzelte und meinte: „Wunder mich gar nicht! Jemand hat ihn in die Kur genommen, und es bekommt ihm sehr gut!“  
 „Wer ist denn der Jemand?“  
 „Fräulein Junghanns!“  
 „Nicht denkbar!“  
 „Ist aber so! Erst war mein Bruder so miserabel zu ihr, aber jetzt hat er es eingesehen und sich sogar entschuldigt! Sie kennen doch Fräulein Junghanns! Das ist doch ein Mädel, frisch und frei von der Seele herunter. Merke es doch selber, was für eine famose Stimmung hier ist, seit ich die Kraft habe. Der Doktor diktiert ihr jeden Tag ein paar Briefe. Erst immer eine Stunde, jetzt werden's manchmal zwei. Ja, so ein Mädel, das kann Wunder tun! Mir ist's recht!“  
 Der Chefredakteur sah vor sich hin.  
 „Ja... das kann schon sein! Wiltshühlsch ist das Mädel! Es wäre nicht das erstmal, daß eine Steuoty-pistin den Chef heiratet!“  
 „Das ist ja nun wieder ausgeschlossen!“  
 „Wieso?“  
 „Erstens ist der Doktor so gut wie verlobt! Meine Frau Stiefmutter hat die Braut besorgt! Alter Adel, unendlich viel Geld, leidlich hübsch, aber dumm und arrogant!“  
 „Reites Bild, das Sie da entwerfen! Aber vielleicht besinnt sich der Herr Konjul noch!“  
 „Bezweifle ich, da ist er schon zu sehr eingewickelt. Und dann... würde ich es einfach nicht dulden!“  
 „Warum Sie nicht?“  
 „Im Vertrauen, Herr Hausmann, ich will... das Mädel heiraten!“  
 „Allmächtiger Gott!“

„Ich bilde mir ein, so ein hübsches, geachtetes und liebes Mädel finde ich nie wieder.“  
 Der Chefredakteur schickte sich an zu gehen.  
 „Jetzt rüde ich aber! Das ist ja lahnebüden! Gestern hat mir Ihr Bruder, Herr Erwin, vorgeschwärmt, was für ein hübsches Mädel Fräulein Junghanns ist und daß er...“  
 „Er soll sich hüten!“ sagte Peter erbozt.  
 „Und dann unser Herr Hammelprung...“  
 „Wer bitte...?“  
 „Herr Hammelprung, der Assistent von Herrn Borge; der hat bestimmt auch reelle Absichten!“  
 „Das ist ja unerhört, da... da muß ich mich ja dazuhalten!“  
 „Ueberlegen, Herr von Sellert... das Mädel ist zwar sehr nett, sehr hübsch und sympathisch, aber vergessen Sie nicht, vorher sind das meist alle, und alles Unheil kam vom Weibe. Die Weltgeschichte...“  
 „Habe ich in der Schule meist verdrumt, Herr Hausmann! Raten Sie mir nicht ab! Ich weiß, was Sie sagen wollen, die Ehe ist ein Lotteriespiel, und jeder kann nicht einen Treffer machen! Aber verlassen Sie sich darauf, das ist ein Treffer!“  
 Hausmann trat noch einmal näher.  
 „Noch eins, Herr von Sellert: Wird denn das Mädel...?“  
 „Ja“  
 „Peter kratzte sich hinter den Ohren.“  
 „Ja... über den Punkt habe ich noch nicht nachgedacht! Ich meine doch, Herr Hausmann, wo ich doch so ein netter Mensch bin.“  
 Die beiden Männer lachten, dann verließ der Chefredakteur das Zimmer.  
 Peter aber. Mut im Herzen... klingelte nach Hanni.

(Fortsetzung folgt)



# Frauen als Soldaten

Aus dem Leben der „Amazonen“ in Sage und Geschichte

So lange die Weltgeschichte zurückreicht, hat es zu allen Zeiten und bei allen Völkern Frauen gegeben, die das Kriegshandwerk ausübten. Diese Frauen, die unter dem Namen „Amazonen“ in Sage und Geschichte eine größere Rolle spielen als man gemeinlich annimmt, zeichneten sich oft durch große Tapferkeit aus. Wenn auch die Amazonen im engeren Sinne des Wortes in den zivilisierten Ländern des 20. Jahrhunderts nicht mehr zu finden ist, so gibt es doch auch heute noch einzelne Staaten, in denen die Frauen eine militärische Erziehung genießen, um im Falle eines Krieges mit herangezogen werden zu können. So besteht z. B. eine große schwedisch-finnische Frauenorganisation, die sich die „Votten“ nennt. Die „Votten“ haben ihre eigene Verwaltung und wirken in ihren Uniformen wie ein modernes Amazonenheer. Sie werden im Sanitäts-, Feldküchen- und Ausrüstungswesen ausgebildet, um als weibliche Hilfskräfte jederzeit dem Vaterlande dienen zu können. In England gibt es sogar Frauenbrigaden, die an Schieß- und Gasübungen teilnehmen.

Um das Wort „Amazonen“ weht eine geheimnisvolle Luft. Man verbindet mit diesem Begriff meist eine recht unklare Vorstellung. Hat es überhaupt jemals wirkliche Amazonen gegeben? Und wenn: wie hat man sich diese rätselhafte Erscheinung zu erklären, die aus einer Frau plötzlich einen Mann macht, mit all den charakteristischen sexuellen Eigenschaften eines solchen. Ist es überhaupt möglich, daß eine echte weibliche Frau sich dazu hinreißt, zu den Waffen zu greifen, um nach wilder, verwegener Männerart den Feind zu vernichten? Die meisten Männer werden, wenn sie ein gefundenes, natürliches Empfinden haben, beim Wort Amazonen verächtlich die Nase rümpfen. Eine Frau, die alles Weibliche über Bord wirft, um die Mäuren des Mannes anzunehmen, eine Frau, die ihre inneren Eigenschaften aufgibt, die weder Mutter noch Geliebte ist, ist für den Mann keine Frau mehr.

Man mag darüber urteilen, wie man will; es ist und bleibt eine festsitzende Tatsache, daß es wirkliche Amazonen gegeben hat. Das Amazonen-Motiv findet sich im Wechsel der Jahrhunderte immer wieder. Da es wie kaum ein zweites in den unergründlichen Gefilden der menschlichen Seele verankert liegt, hat es schon vor langer Zeit die Phantasie großer Künstler beschäftigt. Besonders in der antiken Sage spielt die Amazonen eine große Rolle. Aber auch erstklassige Historiker haben dieses viel umstrittene Problem nicht mit einer wegschreienden Handbewegung von sich geworfen. Es ist festzustellen, daß es namentlich in Asien und Afrika Frauen gegeben hat, die vollkommen unter sich blieben und geschlossene Frauenstaaten bildeten.

Die Künstler freilich haben sich für den Typ der rein kämpferischen und vermännlichten Amazonen weniger interessiert als für jene Frauengebilden, die problematischer Natur waren. Es hat zu jeder Zeit Amazonen gegeben, die sich nur einbildeten, es mit den Männern aufnehmen und sich von ihnen lösen zu können. In Wirklichkeit waren sie oft die besten Hausfrauen und Lebensgefährtinnen des Mannes, die ihr Frauenamt nur nicht wahrhaben wollten. Wenn in solchen Mädeln, die sich als hundertprozentige Männer gebärden, die Allmacht der Liebe geweckt wurde, dann erwachte sie zu umso härterem Leben. Heinrich von Kleist hat in seiner Penthesilea die Tragik der „Amazonen-Liebe“ dargestellt. Und die berühmte Jeanne d'Arc hat sogar einen Schüler zu seiner kaislichen „Johanna von Orleans“ angeregt.

In allen Formen und Abwandlungen ist das Amazonen-Problem behandelt worden. Die einen haben sich begnügt, sich darüber lustig zu machen, die anderen haben mehr die heldenhafte Seite hervorgehoben. Die einen erblickten darin eine krankhafte Verirrung, die anderen glaubten überhaupt nicht daran, daß es jemals solche Frauen gegeben habe. Feine Männer, die sich die Frau jart, hingebungslos, aufopfernd, demütig, innig und mütterlich erträumen, betrachten alles Amazonenhafte, wie es sich in verleinerten und kultivierten Formen bis in unsere Zeit erhalten hat. Es gibt noch immer Männer, die es verächtlich finden, wenn eine Frau Sport betreibt. Die moderne Amazone im Reittross, die Fußball- und Hockey-Spielerin ist nicht nach ihrem Geschlecht. Wenn diese Männer in der Zeit vor Alexander dem Großen gelebt hätten, hätten sie sich vor Mut und Schmerz über einen gewissen Frauentyp der damaligen Zeit zweifellos ins Schwert gestürzt. In jenen Zeiten war die Amazone der Inbegriff der selbstbewußten, wilden und kriegerischen Frau.

## Amazonen in Sage und Geschichte

Bei den unskizzierten Völkern der Vorzeit bildeten die Frauen oft militärische Formationen, die sich in nichts von denen der Männer unterschieden. Weibliche Beschäftigungen in unserem Sinne waren ihnen völlig fremd, für sie war das Kriegshandwerk ein Beruf wie jeder andere. Es kam nicht selten vor, daß Männer mit den Frauen kämpften und die Frauen dabei die Oberhand behielten. Sie wurden schon im geringsten Wädchenalter in allen Waffenarten sorgfältig ausgebildet und genossen eine ausgesprochen soldatische Erziehung. So berichtet der griechische Geschichtsschreiber Herodot über die asiatischen Amazonen folgendes: „Als die Perser mit den Amazonen Krieg führten, sollen die Perser in der Schlacht am Thermodon gesiegt und als sie abgezogen, auf drei Fahrzeugen von den Amazonen so viel sie nur lebendig fangen konnten, mit sich genommen haben. Den Amazonen gelang es jedoch auf der See, die Männer zu töten. Nun aber wurden die Weiber, da sie mit den Fahrzeugen nicht umgehen wußten, von Wind und Wellen einhergetrieben und gelangten ins Land der freien Stätten.“

Die Stätten konnten sich die Erscheinung garnicht erklären, da sie weder Sprache, Kleidung noch Volk kannten. Sie nahmen an, es seien Männer gleichen Alters, die gegen sie zu Felde zogen. Im Streite nun bemächtigten sich die Stätten einiger Weiden und so erkannten sie, daß ihre Feinde Weiber seien.“

Die Gefahr, daß Männer und Frauen sich gegenseitig im Kampfe zerfleischen würden, wurde durch das diplomatische Verhalten der Stätten bald aus der Welt geschafft. Als sie erkannt hatten, daß die blutrünstigen Soldaten, die ihnen das Leben so schwer machten, in Wirklichkeit normale Frauen waren, verflüchteten sie, sich ihnen zu nähern und sie zu beschwichtigen. Die Feindseligkeiten wurden bald eingestellt, und es entwickelte sich ein gemeinsames Lagerleben. Mancher junger Mann von den Stätten war von dem wilden und widerspenstigen Charme der kriegerischen Frauen so bezaubert, daß die Amazonen zahlreiche Heiratsanträge erhielten. Nach Herodot antworteten die Amazonen: „Wir werden wohl mit euren Müttern und Schwestern nicht leben können, da wir nicht dieselben Sitten haben wie jene. Wir führen den Bogen, werfen Speere und reiten, die weiblichen Arbeiten haben wir nicht gelernt. Eure Weiber verrichten weibliche Geschäfte, bleiben auf dem Bogen und jagen nicht nach dem Wilde. Wir können und also wohl nicht mit ihnen vertragen.“

Die Stätten verstanden es jedoch, ihre Einwände zu zer-

streuen, und so zogen sie mit den Amazonen gemeinsam weiter, um eine neue Volksgemeinschaft zu gründen. Die Sitten und Gebräuche im Amazonenstaat fanden zu unserem modernen Empfinden in krafftem Widerspruch. So konnte z. B. ein Mädchen erst dann heiraten, wenn es vorher einen Mann im Kriege getötet hatte. Ueber die Amazonen in den albanischen Bergen und am Fuße des Kaukasus schreibt ein anderer Historiker: „Allen wird in der Jugend die rechte Brust abgebrannt, damit sie sich des Armes zu jedem Gebrauche, besonders zum Schleudern bedienen können. Sie haben auch Streitart, Pfeile und Schild, Kopfbedeckung, Kleidung und Hütel machen sie aus den Federn wilder Tiere.“ Die geschichtlichen Quellen über das erste Auftreten der Amazonen sind im übrigen sehr dürftig und gründen sich

## Philipp Reis, der Erfinder des Fernsprechers

Am 7. Januar 1834, vor hundert Jahren, ist Philipp Reis, der Erfinder des Fernsprechers, in Gelnhausen geboren worden.

Wie bei den meisten epochemachenden Erfindungen läßt sich auch hier schwer sagen, wer der eigentliche Begründer gewesen ist. Alle bedeutenden Erfindungen sind nach und nach entstanden, im Laufe von Jahrzehnten wurden die einzelnen Bausteine in mühsamer Arbeit zusammengetragen. So war es auch bei der Schaffung des Fernsprechers. Der Mann, der den Ruhm genießt, das Telephon erfunden zu haben, ist ein englischer Hufschmied und heißt Graham Bell. Er hatte im Jahre 1876 einen Jamberrapparat konstruiert, der auf der Weltausstellung zu Philadelphia großes Aufsehen erregte. Ein Jahr darauf erregte sich in der Hauptstadt des Deutschen Reiches eine gewaltige Sensation. Der Generalpostmeister Deutschlands, Heinrich von Stephan, ließ sich in Berlin eine Telephonleitung einrichten. Im Jahre 1881 besaß Berlin bereits das erste deutsche Fernsprechnetz mit vierundneunzig Teilnehmern. Welch kleine Zahl im Vergleich zu der riesigen Millionenarmee von heute. Was damals ein besonderer, kostspieliger Luxus war, den sich nur wenige leisten konnten, ist heute zu einer Selbstverständlichkeit geworden.

Johann Philipp Reis ist eigentlich der Mann gewesen, der die Grundlage zu unserem modernen Telephon geschaffen hat. Was vielen genialen Erfindern widerfuhr, ist auch Reis nicht erspart geblieben. Sein Genie wurde erst erkannt, als er schon längst gestorben war. In seinem Leben hatte er mit seinen Experimenten vor der Öffentlichkeit wenig Glück. Aber so wie sich jedes echte Genie wenig um materielle Vorteile und äußeren Erfolg kümmert, so schau auch Reis, ohne sich darum zu lassen, unverdrossen an seiner Erfindung. Er war der erste, dem es gelang, auf elektrischem Wege Schallschwingungen zu übertragen. Mit diesem gelungenen Versuch war er in eine Region vorgedrungen, deren Geheimnisse noch keiner vor ihm geklärt hatte. Reis beschäftigte sich schon früh mit Mathematik und Naturwissenschaften. Als Lehrling in einem Fabrikgeschäft nahm er Privatstunden in Mathematik, Chemie und Physik und arbeitete gleichzeitig bei einem Drechler, was seinen späteren Versuchen sehr zugute kommen sollte. Es ist ein seltsames Zusammentreffen, daß gerade ein Mann wie Reis eine besondere Begabung für Sprachen zeigte, für alle die Sprachen, die sich später mit seinem unerschöpflichen Apparat von einem Band der Erde zum anderen verständigen konnten. Reis wurde Lehrer, aber sein wirklicher Beruf lag anderswo. Er legte sich zunächst ein kleines Laboratorium an, beschäftigte sich mit Reibungselektrizität und Galvanoplastik und baute auch eine kleine Dampfmaschine.

Von nun an lebte er nur seiner Erfindung. Wenn wir heute die modernen, so ungemein praktischen Telephonapparate zur Hand nehmen, würden wir die Erfindung, als sie noch in ihren Anfängen war, garnicht wiedererkennen. Was waren das damals für monströse Gebilde ohne den sachlichen Charme der neuzeitlichen Vervollkommnung.

Reis richtete sich in einer kleinen Kammer seiner Scheune eine Werkstatt mit Dreh- und Sobelbank ein, nachdem er schon früh damit angefangen hatte, sich mit den Funktionen der Weberwerkzeuge zu beschäftigen. Eines Tages fuhr wie ein befreiender Blitz der geniale Einfall in sein Hirn: Er wollte die Luftschwingungen des Schalles in elektrische Stromflüsse umsetzen und dadurch auf weitere Entfernungen fortleiten. Ein alter Hahnschuh wurde durchbohrt und an einem Ende mit einer Membrane aus tierischer Blase geschlossen. Gegen diese Membrane legte sich ein leicht drehbarer Hebel, dessen anderes Ende mit einer einstellbaren Metallfeder einen elektrischen Kontakt bildete. Sprach man in die Höhlung des Schuhs, so kam entsprechend den Schallschwingungen die Membrane und mit ihr der Hebel in Schwingungen, wodurch der Kontakt in sehr schneller Folge abwechselnd geöffnet und geschlossen wurde. Diese Stromflüsse führte Reis nun einer Drahtspule zu, die um eine Stricknadel gewickelt war, die ihrerseits in das Schall-Loch einer Geige hineingesteckt war. Die ankommenden Stromflüsse verfestigten die Stricknadel in Schwingungen, und der Kasten der Geige wirkte als Resonanzboden, wodurch diese Schwingungen als Töne hörbar wurden. Reis benutzte dabei die Erscheinung, daß Eisen, das sehr raschen magnetischen Veränderungen unterworfen wird, einen Ton von sich gibt. Dieses sogenannte galvanische Tönen war zuerst von Page 1838 beobachtet worden. Später verbesserte Reis seinen Apparat, indem er die Membrane im Deckel eines Kastens anbrachte, dessen eine Seitenwand einen Schalltrichter trug, während er die Geige durch einen Resonanzkasten, zuerst in Gestalt einer Zigarrenkiste, ersetzte. So gelang es, auf Entfernungen von etwa hundert Meter nicht nur Töne, sondern auch bei feiner Einstellung der Kontakte des Hebels gesprochene Worte zu übertragen.

Als Reis seinen Apparat am 26. Oktober 1861 dem physikalischen Verein in Frankfurt vorführte, sprach man der Erfindung jede praktische Bedeutung ab. Erst der Reichsfeier Vortrag auf der Naturforscherversammlung in Gießen 1864 brachte dem unermüdeten Erfinder Beachtung. Er starb im Alter von vierzig Jahren an einer Lungenentzündung. Die Welt hatte nicht erkannt, welches Genie mit ihm ins Grab gesunken war. Die Apparate, die Reis zum Verkauf anbot, wurden nur wenig gekauft. Während heute das Telephon für die meisten Menschen ein Bedürfnis und Privatleben zu einer unerlässlichen Lebensnotwendigkeit geworden ist, war es damals ein unheimlicher Zaubertrick, der von vielen verachtet, von manchen angepöbelte und nur von wenigen in seiner weltumspannenden Bedeutung erkannt wurde.

## Warum opfern?

Immer wieder und immer wieder tritt das Winterhilfswerk an seine deutschen Volksgenossen heran und sagt ihnen: Ihr müßt opfern, damit in diesem Winter niemand zu hungern und zu frieren braucht. So mancher ist in den letzten Wochen ungeduldig und müde geworden und hat gesagt: Hört

meist nur auf fazenbaste Ueberlieferung. Es scheint aber erwiesen zu sein, daß es schon einige Jahrhunderte vor Alexander dem Großen Amazonen gegeben hat, die eigene Staaten bildeten und eine besondere Lebensweise hatten, die sich von der anderer Frauen streng unterschied. Die Amazonen sollen in jener Zeit große Feldzüge unternommen haben, u. a. gegen die Vorygier bei ihrem Einfall in Kleinasien, gegen die Griechen vor Troja, nach Attika und an die Donau. Am frühesten in der Geschichte finden wir die Amazonen am Thermodon in Kappadokien zwischen dem Kaspiischen und Schwarzen Meere und in den kaukasischen Ländern. Von da aus machten sie Ausfälle nach Asien und Europa. Ob diese Streifzüge auf geschichtlicher Wahrheit beruhen, möge dahingestellt bleiben. Mag auch den zeitgenössischen Geschichtsschreibern dieser und jener Irrtum unterlaufen sein, so scheinen doch die Mitteilungen über das Leben und die Eigenart der Amazonen im großen und ganzen richtig zu sein, da sie im wesentlichen mit einander übereinstimmen. Es sind allerdings schon damals Stimmen laut geworden, die der Ueberzeugung Ausdruck gaben, daß die Amazonen in Wirklichkeit gar keine Frauen gewesen seien, sondern barbarische Männer, die zum Schimpfe Weiber genannt wurden, weil sie nach Frauenart eine bis auf die Hüfte herabhängende Tunika trugen, das Haar mit einer Binde zusammenhielten und den Bart schoren. (Fortsetzung folgt.)

denn dieses Opfern überhaupt nicht mehr auf? Liebe Volksgenossen! Ueberlegt doch einmal, wenn es für ein Volk von 65 Millionen bedeutet, wenn es täglich 6 Millionen Bedürftige und ihre Angehörigen zu betreuen und zu beschirmen hat, Selbst wenn nur das alleräußerste getan wird, sind dafür immer wieder gewaltige Mittel erforderlich. Es geht nicht an, daß wir diese Bedürftigen allein den Wohlfahrtsämtern und der Staatsfürsorge überlassen. Es geht nicht an, daß wir, denen es besser geht, manchmal sogar sehr viel besser geht, mürrisch darauf hinweisen, wieviel wir bereits geopfert haben. Wir dürfen unsere bedürftigen Volksgenossen nicht im Stich lassen!

Wenn wir unser Gewissen prüfen, wenn wir uns fragen, ob wir im vergangenen Jahre auch unsere Pflicht getan haben, dann können wir diese Frage nur mit „Ja“ beantworten, wenn wir auch dem Gebot der Nächstenliebe Folge geleistet haben. Dieses Gebot ist gleichzeitig ein Gebot der Sorge für uns selbst, denn täuschen wir uns nicht: Es kann dem Einzelnen in einem Volke nur dann gut gehen, wenn es dem ganzen Volke gut geht. Das Sparguthaben des Sparers, die Stellung des Beamten oder des Generaldirektors, die Arbeit des Rechtsanwaltes oder des Sanitärleiters, sie sind auf die Dauer nur gesichert, wenn alle Menschen in unserem Vaterlande gesund und glücklich sind, wenn sie harmonisch und freudig zusammenarbeiten. Diese Zusammenarbeit gilt es herbeizuführen, diese Ordnung und Harmonie will der Nationalsozialismus schaffen. Das geht nicht von heute auf morgen. Viele Hunderttausende müssen noch eine Weile warten, bis sie wieder in den Arbeitsprozeß eingegliedert werden können. Bis dahin müssen wir sie betreuen, müssen wir sie gesund und arbeitsfähig erhalten. Menschen sind der größte Schatz eines Landes. Auf dem großen Boden Deutschlands würden auch heute nur Kieferwälder wachsen und Wölfe heulen, wenn nicht der Fleiß des deutschen Menschen ihm Reichtum und Schönheit abgerungen hätte.

Wohlfahrtspflege im nationalsozialistischen Staat bedeutet nicht, die Begehrlichkeit von Bettlern durch immer neue Almosen großzuzüchten, sondern sie bedeutet Selbsthilfe des Volkes für das Volk und um seiner selbst willen. Nicht Almosen wollen wir unseren Brüdern geben, sondern Arbeit. Aber so lange wir keine Arbeit für sie haben, müssen wir ihnen helfen, über die schwersten Monate hinwegzukommen. Zwei Wintermonate liegen bereits hinter uns, die schlimmsten haben uns noch bevor. Wie im Weltkrieg wollen wir kameradschaftlich zusammenstehen in der Verteidigung unserer deutschen Brüder. Am ersten Januar beginnt der zweite Großangriff auf die Wintersaat. Wir müssen weiter opfern, ebensobiel wie bisher, damit wir diesen Kampf gewinnen.

## Lebensstoffen und Gehaltsverhältnisse im Ausland

Das Deutsche Ausland-Institut Stuttgart hat soeben eine neue Uebersicht über die Lebenskosten und Gehaltsverhältnisse in den wichtigsten Ländern der Erde veröffentlicht. Diese Uebersicht enthält für jedes Land — bei einigen Ländern auch gesondert nach großen und kleinen Städten — die Angaben über monatlichen Bedarf bei sparsamer Lebenshaltung für einen ledigen und für eine Familie mit vier Köpfen. Ferner werden für jedes Land der Erde die monatlichen Gehaltsverhältnisse angeführt, und zwar ausgegliedert nach folgenden Berufsgruppen: Ingenieur und leitende Kaufleute, Handlungsgehilfen, Handwerker und Arbeiter, Erziehertinnen, Köchinnen und Dienstmädchen, sowie endlich auch die Preise für ein möbliertes Zimmer ohne und mit Verpflegung. Eine Uebersicht über den Stand der verschiedenen Währungen im Verhältnis zur deutschen Reichsmark ist zu Vergleichszwecken angefügt. Diese für alle am Ausland Interessierten überaus wichtige Zusammenstellung, deren sorgfältige Einzelangaben nur mit Hilfe der weltweiten Beziehungen und Verbindungen des Deutschen Ausland-Instituts zu erlangen waren, ist in einem vierseitigen Sonderdruck erschienen und kann zum Preis von 10 Bsp. postgeldfrei vom Deutschen Ausland-Institut, Stuttgart, Hans des Deutschen, bezogen werden.

## Aus Welt und Leben

### Ein Reservist bringt seine Familie mit

Das 3. Scheshofflowatsche Infanterieregiment in Kremier hielt eine Waffenübung ab, zu der die Reservisten der Truppe einberufen wurden. Der Einberufungsbefehl traf auch den Reservisten Franz Koh. Dieser war jedoch am Termin nicht zur Stelle und setzte auch die ganze erste Woche hindurch. Dann traf er endlich ein. Durch das Tor der Kaserne zog ein Gefäßfuhrwerk, schwer beladen mit verschiedenem Hausrat, einer Frau und mehreren Kindern, und auf dem Bod throne der lange vermehrte Reservist Franz Koh.

Der Fall wurde dem Obersten gemeldet, und dieser schnaubte den Koh gehörig an; denn es stand fest, daß er das Militär hatte verunglimpft wollen. Koh protestierte heftig, soweit dies im Rahmen der Subordination möglich war. Ihm lag nichts ferner, als dem Militär einen Woffen zu spielen. Vielmehr habe er sich als braver Soldat gezeigt. Der Einberufungsbefehl hatte ihn an seiner Arbeitsstätte in Südafrika erreicht. Was sollte er tun? Die Familie in Hunger und Elend zurücklassen? Kurz entschlossen besapfte er sein Gefäßfuhrwerk mit Habe und Familie und zog los, durch Oesterreich und Wärien. Leider währte die Reise eine Woche länger als er berechnet hatte, weil es in einem fort regnete. Aber nun sei er doch da und melde sich gehoramt zur Stelle. Der Oberst war ein verständiger Mann. Er lobte den Koh für sein Verhalten, sorgte für das Unterkommen der Familie und des Gefäßgespannes und ließ den Reservisten bald wieder losfahren, da ihm die Staatsicherheit auch ohne diesen genügend beschäftigt schien.